

Die Ouvertüre des Ehud Barak

VON JOSEF JOFFE

Nach anderthalb Monaten gemächlicher Arbeit hat Israels neuer Premier Ehud Barak endlich eine Regierung zusammengezimmert. Freilich könnte er in den nächsten vier Jahren mehr bewirken als all seine Vorgänger. Denn er steht auf dem breitesten Koalitions-Sockel aller Zeiten. Mit einer Mehrheit von 75 Sitzen hat er 14 Stimmen mehr als er braucht; in Wahrheit kann keine Partei, sei sie drinnen oder draußen, seine Regierung stürzen. Noch beeindruckender ist des Ex-Generals persönliche Macht. Er hat sich gezielt ein Kabinett von Schwächlingen gebastelt; es enthält kein Schwergewicht wie etwa Ariel Scharon, der stets Benjamin Netanjahu im Nacken saß.

Das ist die Theorie. Blickt man genauer hin, stimmt das Bild nur zur Hälfte. In der Innenpolitik sitzt der Sozialdemokrat Barak einer Regierung vor, die in sich gelähmt ist – fein austariert zwischen „Rot-Grün“ hier und dem Block der Radikal-Religiösen dort. Dazwischen das mehliges Zentrum und eine Klientel-Partei wie die der russischen Einwanderer. Genau so – ein bißchen Futter für alle Mäuler – klingen denn auch die Vorgaben der neuen Regierung. Die einen bekommen, ganz in der alten sozialdemokratischen Tradition, ein Mehr an Sozialausgaben, die anderen, der „Hom-bach-Flügel“, dürfen sich auf eine „freie“ Wirtschaft mit weniger Steuern und Staatsunternehmen freuen.

Die nationale Rechte soll's auch zufrieden sein, werden doch die Siedlungen in Gaza und im Westjordanland als „national und sozial wertvolles Projekt“ gepriesen. Entscheidend aber ist dieser lapidare Satz im Koalitionsvertrag mit den „Schwarzen“, wie die ganz Frommen in Israel heißen: „Die Regierung wird dafür sorgen, daß der religiöse Status quo bestehen bleibt.“ Das heißt ganz schlicht: Der Kulturkampf findet nicht statt, Barak, von dessen Regierung sich so viele Erleichterung vom Joch der klerikalen Bevormundung erhofft hatten, will Ruhe an der religiösen Front.

Was er statt dessen möchte, liegt auf der Hand. Die Front, an der sich der frühere Stabschef bewähren will, wird markiert von Gräben, die Israelis und Araber in den Netanjahu-Jahren auf dem Felde der Außenpolitik ausgehoben haben. In der Friedenspolitik, so ein Getreuer, werde man einen „Blitzkrieg“ entfachen. Diese Strategie enthüllt schon der Terminkalender. Bevor sich Barak Ende der nächsten Woche in Washington mit Bill Clinton trifft, will er den Palästinenser-Chef Arafat, den Ägypter Mubarak, den jordanischen König Abdallah und vielleicht noch dessen marokkanischen Kollegen Hassan aufsuchen.

Interessant ist auch ein zweites Signal, das aus den Terminen spricht. Barak will die „American Connection“ et-

was herunterfahren, den Friedensprozeß von Washington wieder in den Nahen Osten verlagern – wo er auch hingehört. „Ich will mich nicht mehr hinter dem breiten Rücken der Weltmacht verstecken“, lautet die Botschaft, und die Araber werden das mit einiger Freude aufgenommen haben. Noch interessanter sind freilich Baraks direkte Einlassungen. Zumal die Palästinenser haben noch nie von einem israelischen Premier gehört, daß er „auch die Leidensgeschichte des palästinensischen Volkes anerkennt“ – und nicht nur die „meines eigenen“.

Weiter: „Es ist nun unsere Pflicht, unsere Aufgabe zu vollenden und einen umfassenden Frieden in Nahost herzustellen. Dem Hartleibigsten seiner Nachbarn, dem Syrer Hafes Assad, bot er einen „Frieden der Tapferen“ an. Indirekt, wie es seine Art ist, hat dieser auch schon geantwortet. Derweil Barak das weitoffene „Fenster der Gelegenheit“ beschwor, ließ Assad in Moskau fast gleichlautend wissen, daß Baraks Wahl „konkrete Chancen für einen gerechten und umfassenden Frieden eröffnet“ habe.

In der Tat, und wenn das Atmosphärische schon gleichzusetzen wäre mit Brief und Siegel, dürften Israel, Arabien und der Rest der Welt kräftig aufatmen. Die Rhetorik, zumindest auf israelischer Seite, erinnert an jene berausenden Tage von 1977, als der ägyptische Präsident Sadat mit den unsterblichen Worten „*No more war!*“ seine Reise nach Jerusalem ankündigte. Bloß: Das war vor 22 Jahren, und in der Praxis ist der Frieden auch da, wo er schon besiegelt ist (mit Kairo und Amman), ein kalter geblieben.

Was hat sich dann geändert? In Wahrheit nur die Atmosphäre, doch ist die Psychologie, das darf niemand verkennen, inzwischen entscheidend. Hier wie dort hat zumindest die politische Klasse erkannt, daß Krieg und Terror den anderen nicht unterwerfen, geschweige denn aus der Realität des Nahen Ostens verbannen können. In der Demokratie Israel ist diese Wende deutlicher geworden als bei den autoritär regierten Nachbarn. Ehud Barak, der klavierspielende Militärheld, ist von einer überwältigenden Mehrheit gewählt worden, damit er nicht irgendwelche sozial- oder wirtschaftspolitischen Visionen verwirkliche, sondern sein Land endlich von dem palästinensischen Mühlstein befreie.

Das ist sein Mandat, und just deswegen hat er sich von der ersten Minute an auf die Außenpolitik gestürzt. Seine Worte an die Nachbarn und Palästinenser haben den richtigen Ton getroffen – einen, den die Welt aus Netanjahus Munde nie vernommen hätte. Wenn der Ton auch in der blutrünstigen Welt des Nahen Osten die Musik macht, könnte die Ouvertüre des Ehud Barak tatsächlich das Ende eines Hundertjährigen Krieges einleiten.